

Orthodoxe Kirche diese Heiligsprechung für ganz Rußland übernehmen („Pravoslavanaj Rus“, Nr. 13, 1964, S. 2).

Unter den Unterschriften sämtlicher Mitglieder der Bischofssynode zu den Verlautbarungen über die Heiligsprechung fehlt die Unterschrift des Metropoliten Anastasij. In einem Artikel des Herausgebers von „Pravoslavanaj Rus“ (Nr. 12, 1964, S. 3) findet sich die recht merkwürdig anmutende Bemerkung, daß Anastasij, der die Kanonisierung des Johannes von Kronstadt seinerzeit mit solcher Bestimmtheit verhindert habe, „jetzt nur vor Ruhmung und Ergriffenheit in Tränen ausbrechen und sich dem Beschluß der Synode restlos anschließen konnte“.

Geteilte Aufnahme in der russischen Emigration

Verschiedene Artikel in der in Paris erscheinenden russischen Emigrantenzeitung „Russkaja Mysl“ spiegeln die unterschiedlichen Auffassungen über die Kanonisierung wider, die nun auch zu einem verhängnisvollen liturgisch-kanonischen Riß zwischen den jurisdiktionell getrennten Gruppen der Russischen Kirche im Ausland zu führen drohen.

Der zur Synodalen Auslandskirche gehörige Bischof Antonij von Genf verteidigte den Beschluß der Synode. Fast jede fromme russische Familie sei lebendiger Zeuge der von dem „allrussischen Wundertäter“ vollführten Wunder. Sei es nicht an der Zeit, zu ihm als zu einem Heiligen Zuflucht zu nehmen, seine Gebetshilfe zu erbitten, da sich die Feinde Christi in der leidgeprüften Heimat daranmachen, ihren Sieg über die Kirche zu feiern, und zu

diesem Zweck ihre letzten verbrecherischen Schritte vorbereiten? „Die Gottlosen plünderten die Reliquienschreine und verbargen die Gebeine des Vaters Johannes vor den Gläubigen, unsere Pflicht aber ist es, ihn, der seit langem von Gott verherrlicht ist, zu kanonisieren“ („Russkaja Mysl“, 14. 11. 64).

Ohne direkte Erwähnung der Kanonisierung des in der Tat bei allen russischen Gläubigen sehr populären Erzpriesters Johannes von Kronstadt stellte dagegen der Exarch des Ökumenischen Patriarchen für die Russen in Paris, Erzbischof Georgij, fest, daß eine Kanonisierung nur durch eine autokephale Kirche in einem festgelegten Verfahren vorgenommen werden könne. Es sei zu hoffen, daß die Russische Kirche nach Befreiung von der gottlosen Gewalt den Erzpriester Johannes Sergiew heiligsprechen werde. Bis dahin sollten feierliche Panichiden an seinem Geburts- und Todestag gehalten werden; eine andere liturgische Verehrung sei nicht statthaft („Russkaja Mysl“, 3. 11. 64).

In ähnlichem Sinn sprach sich die unabhängige Russische Metropolie in Nordamerika aus (a. a. O.). Im Ausland, wo man nicht das Kreuz der Heimatkirche zu tragen habe, dürfe kein Teil der Russischen Kirche der Mutterkirche unter Ausnutzung ihrer zeitweiligen Gefangenschaft „die ihr zukommende Würde rauben“ und sich das Recht einer Kanonisierung nehmen.

Aus verständlichen Gründen hat das Moskauer Patriarchat im Journal des Moskauer Patriarchats, seinem offiziellen Organ, bisher zur Kanonisierung des Johannes von Kronstadt geschwiegen.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Rückblick auf den 38. Eucharistischen Weltkongreß zu Bombay (I)

Es kann nicht der Zweck dieses Aufsatzes sein, den ganzen Ablauf des 38. Eucharistischen Weltkongresses, den Sonderberichterstatter der katholischen Presseagenturen ausgiebig darstellten, noch einmal zu schildern. Erst recht nicht ist es unsere Absicht, den Besuch des Papstes und den phänomenalen Empfang, der Paul VI. in Bombay bereitet wurde, noch einmal in allen Einzelheiten zu schildern. Dies haben die 980 ausländischen Journalisten, die das kirchengeschichtliche und auch profangeschichtliche Ereignis angelockt hatte, im Verein mit dem Rundfunk und einem Fernseh-Team von 77 Personen in einem Maße getan, daß darüber die Kongreß-Berichterstattung zeitweise völlig in den Hintergrund gedrängt wurde. Es soll hier vielmehr der Versuch gemacht werden, aus der Perspektive eines gewissen zeitlichen Abstandes von den Vorgängen das Weltecho auf den Kongreß einschließlich der nicht mehr von der Hochstimmung jener Tage getragenen besinnlichen und kritischen Reflexionen der ersten Monate dieses Jahres zu überprüfen, Ungenauigkeiten und Fehlbeurteilungen der Berichterstattung nach Kräften zu berichtigen und den Problemstellungen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, die der Kongreß als solcher aufwarf oder die durch seinen Verlauf angeregt wurden. Auf dem Kongreß selbst ging, wie P. Josef Neuner SJ in einem Augenzeugenbericht in den „Stimmen der Zeit“ (Februar 1965) schrieb, „jede Kritik im allgemeinen Enthusiasmus unter“. Dabei sind wir uns der

Grenzen unserer Möglichkeiten bewußt. Die Rückwirkungen des Kongresses auf die indische Kirche, „die Hunderte von Jahren ohne tiefere Reflexion über sich selbst gelebt hat“ (Neuner), sind noch nicht zu übersehen. Ebenso wenig ist heute vorauszusehen, wie der Kongreß die gesamt-kirchliche Erneuerung im Sinne des Zweiten Vatikanums beeinflussen wird. Vielen Kommentaren, die direkt nach dem Kongreß von Augenzeugen geschrieben wurden, fehlte die unerläßliche Gesamtschau der Dinge. „Es ist jetzt sicherlich nicht der Augenblick, die Eindrücke und Fragestellungen, die sich dem Geiste aufdrängen, tiefer zu analysieren“, erklärte der Papst den in Rom anwesenden Kardinälen nach der Rückkehr in den Vatikan, und der Chefredakteur des „Osservatore Romano“ schrieb am 7. Dezember: „Ist es möglich, eine Bilanz der Tage von Bombay zu ziehen? . . . Eine solche auch nur rein retrospektive Bilanz ist schwierig, wegen der Vielgestaltigkeit der Erlebnisse und der tieferen Aspekte, jener, die zählen: wegen des Widerscheins in den Gewissen der einzelnen und in der Weltöffentlichkeit. Nur die Zeit kann dies alles reifen lassen, während das äußere Urteil sie nicht zu durchdringen vermag, wengleich sich auch jetzt schon leicht feststellen läßt, wie die öffentliche Meinung, selbst da, wo sie sich unentschieden und mißtrauisch zeigte, von der Evidenz der Tatsachen unwiderstehlich mitgerissen wurde.“

Noch andere Gründe verhindern heute eine volle Wertung der Ereignisse. Wir wissen wenig über das Tauziehen zwischen dem Vatikan, der Internuntiat in Neu-Delhi und Kardinal Gracias einerseits und der indischen Regie-

rung andererseits hinsichtlich der äußeren Gestaltung des Papstbesuches. Die Regierung suchte aus dem Kongreß und dem Auftreten Pauls VI. in Indien politisch möglichst viel für sich herauszuholen, während Rom bestrebt war, unter allen Umständen dem Kongreß und der Papstreise den rein religiösen Charakter zu sichern. Es hat Mühe gekostet, zu verhindern, daß der indische Vizepräsident, neben dem Papste stehend, vom Flughafen aus an der Huldigung für Paul VI. teilnahm, als dieser in die Stadt einzog. Während der Abwicklung seines Programms in Bombay glaubte sich der Papst verschiedentlich verpflichtet, auf den unpolitischen Charakter seiner Reise hinzuweisen, so beim Empfang des Diplomatischen Korps, das eigens von Neu-Delhi zur Begrüßung Pauls VI. herbeigeeilt war. Es galt ferner, gewissen Empfindlichkeiten der Regierung, so hinsichtlich des Programms der Besuche bei den Armen und Elenden, Rechnung zu tragen. In den letzten Tagen vor dem Kongreß war kirchlicherseits eigentlich nur der indische Kardinal Gracias in der Lage, die Situation ganz zu übersehen, und man hat in Rom seinem Optimismus bezüglich der Gefahr antikirchlicher Demonstrationen Gott sei Dank mehr Rechnung getragen als der Verängstigung mehrerer einflußreicher Männer in der Umgebung des Papstes. Es hat sich als sehr nützlich erwiesen, daß kurz vor Beginn des Kongresses eine unmittelbare Funkverbindung zwischen dem Vatikan und dem erzbischöflichen Haus in Bombay hergestellt werden konnte. Die bis zur letzten Stunde vorgenommenen Änderungen im Programm waren zum Teil das Ergebnis von Kompromissen mit den Wünschen der Regierung. Man darf nicht übersehen, daß der Papst zwar als Pilger nach Bombay kam, aber auf „Einladung“ der indischen Regierung, die man herbeiführen mußte, weil sie angesichts der Stellung des Papstes als Souverän der Vatikanstadt nicht zu umgehen war. Andererseits betonte der Heilige Vater, als der Präsident der Indischen Republik über seine ständige Weigerung, nach Neu-Delhi zu kommen, unzufrieden war, er komme nur als Mann des Gebetes und als Haupt der katholischen Kirche: „Wenn man nach Lourdes geht, ist man nicht verpflichtet, nach Paris zu gehen“, ließ er Radhakrishnan antworten („Le Missioni Cattoliche“, Januar 1965).

Die indische Regierung gab dem Kongreß keine finanziellen Beihilfen, wohl aber gewährte sie den Teilnehmern finanzielle und andere Erleichterungen, wie sie auch sonst bei internationalen Kongressen üblich waren. Der Informationsminister, Frau Indira Gandhi, hat dies bei einer Anfrage im Parlament ausdrücklich erklärt und bemerkt, daß die gleichen Erleichterungen auch der Buddhistischen Weltkonferenz gewährt wurden, die zur Feier des 2500. Geburtstages Buddhas in Sarnath stattfand. Die Jahreskonferenz 1964 der World Buddhist Fellowship wurde übrigens gleichzeitig mit dem Eucharistischen Weltkongreß wiederum zu Sarnath eröffnet, und hier begrüßte der Dalai Lama den Besuch des Papstes in Indien mit den Worten: „Zwischen uns kann kein Streit sein.“

Die Störversuche des militanten Hinduismus

Schon mehrere Jahre vor dem Kongreß, als Kardinal Gracias in Rom und in Neu-Delhi sondierte, ob man einer solchen Veranstaltung auf indischem Boden geneigt sei, hatte man hier wie dort Bedenken wegen der Gefahr religiöser Unruhen, die der fanatisch antichristliche Teil des Hinduismus anzetteln könnte. Aus dem Geist des Vatikanischen Konzils heraus wagte dann Papst Johan-

nes XXIII. den entscheidenden Schritt, nachdem auch Nehru dem Plan zugestimmt hatte. Aber sowohl in Rom wie in Neu-Delhi gab es in der Umgebung der beiden Männer sorgenvolle Gesichter. Als dann die ersten Nachrichten über eine antichristliche Agitation aus Anlaß des bevorstehenden Kongresses, die sich bei Ankündigung des Papstbesuches noch verstärkte, eintrafen, schien es, als ob diese Sorgen nur zu berechtigt wären. Zwar war Bombay vielleicht die einzige Stadt Indiens, die wegen des welt-offenen Geistes ihrer Führungsschicht eine gewisse Garantie für den glatten Ablauf des Kongresses bot, und die Gruppen, die hinter den Störversuchen standen, waren klein und ihre Führer wohlbekannt. Man war in Bombay überzeugt, daß dem Kongreß als solchem keine ersten Hindernisse bereitet werden konnten. Aber der Schutz der Person des Papstes war das heikelste Problem. Es ist bekannt, daß die Regierung zum Schutze des Kongresses und des Papstes eine Polizeimacht zusammenzog, wie sie bisher bei keinem Empfang eines Staatsoberhauptes aufgeboden worden war. Aber abgesehen davon, daß diese Polizei meist nur mit Bambusstöcken bewaffnet war — eine Tatsache, die einen amerikanischen Bischof nach Rückkehr in seine Heimat zu der Frage veranlaßte, wieviel schwerbewaffnete Ordnungshüter man wohl in einer ähnlich großen Stadt wie Bombay in den USA zum Schutz eines Staatsoberhauptes hätte aufbieten müssen —, konnte beim Zusammenströmen von mehreren Millionen Menschen dem Papst keine wirkliche Sicherheit geboten werden, zumal er die Fahrt vom Flugplatz zur Stadt (24 km) in einem gepanzerten Fahrzeug mit kugelsicheren Fenstern abgelehnt hatte. Die wenigen päpstlichen Sicherheitsbeamten wurden gleich am Flugplatz von der Menge abgedrängt und mußten in einem schleunigst requirierten Auto weit hinter der Kolonne herfahren. Achtmal wurden die Absperrungen von den ans Auto des Papstes heranbrandenden Menschenmassen durchbrochen. Bei zahllosen Gelegenheiten, z. B. als den Papst später der Weg durch die Massenquartiere der Stadt führte, wäre es ein leichtes gewesen, ihn zu insultieren oder ein Attentat auf ihn zu machen. Der Gandhi-Mörder hatte einer der Gruppen angehört, deren Führer die Polizei Bombays in Schutzhaft nahm und deren Freilassung der Papst schon am Ankunftsstage von Ministerpräsident Shastri erbat. Frau Indira Gandhi versicherte am nächsten Tage dem Papst, die Verhafteten seien schon freigelassen. Tatsächlich wurden sie erst am Tage nach dem Abschluß des Kongresses in Freiheit gesetzt. Aus der Tatsache, daß „alles gut ging“, kann man nicht den Schluß ziehen, daß alles hätte gut gehen müssen. Wenn freilich in der Presse geäußert wurde: „Eine faule Orange hätte schon genügt, um alles zu zerstören... Es muß ja nicht immer scharf geschossen werden“ (Regina Bohne in „Der christliche Sonntag“, Nr. 52/1964), so könnte man dazu sagen, daß der Papst, der beim Kreuzweg am 4. Dezember persönlich das Kreuz trug, durch eine solche Tat sich nur noch mehr als der Stellvertreter Christi auf Erden beglaubigt gesehen hätte. Die indische Regierung und das indische Volk indes würden eine solche Behandlung ihres hohen Gastes zweifellos als eine ihnen selbst angetane Schmach empfunden haben. Hinter den Störungsversuchen standen, wie gesagt, verhältnismäßig kleine Teile des Hinduismus, die allerdings zum Teil auf nationaler Ebene organisiert sind und auch als nationale Parteien in Erscheinung treten. So konnte beispielsweise die Jana Sangh (Volks-Liga) bei den letzten Wahlen im Jahre 1962 7,5 Millionen Wählerstimmen auf

sich vereinen. Den Auffassungen der toleranten Mehrheit des Hinduismus gab die Maharani von Gwalior im Parlament Ausdruck, als sie erklärte: „Uns Hindus sagten unsere Oberpriester, daß jeder Hindu, der den Papst als unwillkommen bezeichnen würde, mit dem Ausschluß aus unserer Gemeinschaft bestraft werde.“ Interessant ist, daß die Kommunistische Partei Indiens sich jeder Agitation gegen den Kongreß enthielt und versprach, keinem Mitglied werde erlaubt werden, den „Gast der Nation“ zu beleidigen.

Es ist nicht unwichtig, die Argumente der Hindu-Extremisten kennenzulernen, da sie Fingerzeige für die künftige Arbeit der Kirche in Indien geben. Die Hindu-Organisation Sabha befürchtete eine wohlgeplante Offensive, um die indische Bevölkerung zum Christentum zu bekehren, und sie berief sich dabei auf eine unüberlegte Äußerung in einer Nummer des Bulletins des Eucharistischen Kongresses, in der es hieß, daß solche Kongresse erfahrungsgemäß von einer bemerkenswerten Zahl von Konversionen begleitet seien. Deshalb wandte sie sich energisch gegen die Möglichkeit, daß der Papst als Prediger nach Bombay komme. Man argwöhnte auch, daß Rom auf dem Kongreß eine triumphale Machtdemonstration beabsichtige. Das Zentralorgan der Jana-Sangh-Partei schrieb: „Indien hat nichts gegen Christus einzuwenden, aber alles gegen ‚Römische‘ Katholiken. Indien wird nur ‚Indische‘ Katholiken akzeptieren. Alles andere wäre eine Bedrohung der Sicherheit und Unversehrtheit Indiens.“ In manchen Stellungnahmen wird sichtbar, daß man die Kirche als (ausländische) politische Macht betrachtet, die in Süd-vietnam eine verhängnisvolle Rolle spielte, die Naga-Rebellen an Indiens Ostgrenzen ermutigt usw. Die vom Papst vorgeschlagene Verteilung von Hilfen an das Volk wird als eine Insultierung des nationalen Prestiges bezeichnet. Im übrigen kam die Kampagne auch nach dem Eucharistischen Kongreß nicht zur Ruhe. In Bombay wurden Plakate angeschlagen: „Hinaus mit den ausländischen Missionaren! Eine indische Kirche! Entfühnt die entweihten Tempel!“, und auf ihrer Jahresversammlung zu Vijayawada (Januar 1965) forderte die Jana Sangh in einer Resolution, man solle alle Konversionen durch christliche Missionare verbieten. Die Austreibung aller ausländischen Missionare sei vonnöten, sagte ein Redner. Sie trieben unter dem Deckmantel ärztlicher Hilfe und Verbreitung von Schulbildung Proselytenmacherei.

Wenn auch die Masse der im Grunde toleranten hinduistischen Bevölkerung solche radikalen Forderungen nicht unterstützte, so teilte sie gefühlsmäßig doch die Grundhaltung der Agitatoren, daß das Christentum ein Angriff gegen die vom Hinduismus geformten religiösen und kulturellen Traditionen des Landes sei, weil es diese Überlieferungen nicht annehme.

Polizeiaktionen gegen die Hindu-Extremisten hat die Kirche vor dem Kongreß weder gefordert noch befürwortet. Indes suchte Kardinal Gracias, der sich seiner großen Verantwortung für den ruhigen Ablauf des Kongresses (zumal angesichts des Papstbesuches, von dem er schon am 30. September vertraulich unterrichtet wurde!) bewußt war, durch persönliche Kontakte mit den Opponenten aus Hindukreisen sowie durch Presse-Interviews bestehende Vorurteile zu beseitigen und falsche Anschauungen über Wesen und Ziele des Kongresses zu berichtigen. Seine hinduistischen Freunde in Neu-Delhi widmeten sich in und außerhalb des Parlaments der gleichen Aufgabe und fanden dabei Unterstützung in einem

Komitee, das durch Presseveröffentlichungen und — nach dem Bekanntwerden der Reise des Papstes am 18. Oktober — auch durch Plakate die Sicherung eines würdigen Verlaufes des Kongresses als ein Gebot hinduistischer Toleranz, nationaler Ehre und der Wahrung des internationalen Ansehens Indiens darstellten. In Bombay aber beschloß das Vorbereitende Kongreßkomitee — ohne irgendwelchen staatlichen Druck —, das Caritasprogramm des Kongresses einzuschränken, um gewissen Empfindlichkeiten der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen und den Hindu-Extremisten den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Einen seiner größten Erfolge im Kampf gegen die Anti-Kongreß-Hetze erzielte der indische Kardinal bei der in Bombay erscheinenden Wochenzeitung „Blitz“ (Auflage zwei Millionen; der Name wurde den „Blitz“-Aktionen Hitlers gegen England im Zweiten Weltkrieg entlehnt). Das linksgerichtete Blatt hatte besondere Verbreitung in der Arbeiterschaft gefunden, weil es sich der Bekämpfung der Korruption widmete. Über den bevorstehenden Kongreß hatte „Blitz“ durchaus unfreundlich geschrieben. Eine etwas freundlichere Wendung in einem Leitartikel der Zeitung kurz vor dem Papstbesuch benutzte Kardinal Gracias dann, um dem Herausgeber ein Sonderinterview anzubieten. Dieser war einverstanden und veröffentlichte den ganzen Inhalt. Es finden sich darin folgende Erklärungen des Kardinals: „Der Zweck des Kongresses ist nicht, die katholische Kirche triumphierend paradiere zu lassen. Es kann keine Rede davon sein, die Kirche als eine Einrichtung vorzustellen, die darauf aus ist, die Welt politisch und kulturell zu beherrschen, noch viel weniger, in irgendeiner Weise Proselyten zu machen.“ Schmerzlich sei es, so fügte der Kardinal hinzu, wenn man in Verkennung der Motive es so darstelle, als ob der Kongreß gegen die nationalen Interessen gerichtet sei. Von nun an war der „Blitz“ gewonnen. Er bezeichnete den Kongreß als „den schönsten Tribut, den irgendeine Religion unserem Säkularismus zollen kann“, forderte die Leser auf, das Bild Indiens nicht durch billige Proteste und ungeziemende Demonstrationen zu trüben, vielmehr mitzuarbeiten, damit dieses Ereignis zu einem leuchtenden Zeichen überfließender hinduistischer Toleranz werde. Keine Zeitung Indiens, so berichtete NCWC News Service (14. 1. 65), gab dem Papstbesuch mehr Publicity als der „Blitz“. Im Leitartikel des 3. Dezember heißt es: „Die Tatsache der im Dialog mit der Menschheit stehenden Kirche ist der bemerkenswerteste Zug des Internationalen Eucharistischen Kongresses und der Anwesenheit des Papstes am Altar. Denn dies stellt eine kraftvolle neue Befreiungsbewegung von der vatikanischen Orthodoxie dar. Das Heraustreten des Papstes aus seinem römischen Gefängnis in die Außenwelt ist symbolisch für den neuen Windwechsel. Diese Revolution wird sichtbar in der ersten Enzyklika des Papstes, die die Annahme nahelegt, daß der Papst zur Koexistenz, zur Zusammenarbeit und zu einem fruchtbaren Dialog nicht nur mit nichtkatholischen Christen, sondern auch mit Hindus, Moslems, Parsen, Juden — und selbst mit den sog. Heiden und Atheisten bereit ist.“ Wie man aus den Presseberichten weiß, war bei Beginn des Kongresses schon alle Gegenagitation wie weggefegt. Die Polizei brauchte keine Plakate mehr abzureißen. Nur ein Mann wurde verhaftet, als er nach dem Besuche Pauls VI. im Gouverneurspalast während der Vorbeifahrt des Papstes Flugblätter in die Menge warf. Kardinal Gracias konnte zufrieden sein.

Die Mithilfe von Nichtchristen am Kongreß

Eine der bemerkenswertesten Tatsachen bei der Vorbereitung und Durchführung des Kongresses war die Mitwirkung von Nichtchristen. Kardinal Gracias hat selbst gestanden, daß er ohne diese Hilfe vor allem die Organisation der Dienste des Kongresses nicht hätte bewältigen können. Der hinduistische Erziehungsminister des Staates Maharashtra ließ die Semesterexamina der Schulen zwei Monate vorverlegen, um die Schulen für Gäste frei zu machen, und die Schüler und Schülerinnen mußten so härter und länger arbeiten, um den Examensstoff zu bewältigen. Sie taten es ohne Murren, und der Minister erklärte, die Prüfungen seien um mehrere Prozent besser ausgefallen als in früheren Jahren. Die (nichtchristlichen) Kinder der Staatsschulen sammelten um die Wette mit den Kindern der katholischen Schulen Gaben für die Armen der Stadt, als das Kongreßkomitee sich mit seinem Anliegen auch an die Nichtchristen wandte. An die sittlichen Naturanlagen appellierend, kann man also auch im hinduistischen Indien, „das keine Nächstenliebe kennt“, Nächstenliebe wecken, wenn es auch keine christliche Nächstenliebe ist. Die Erfahrungen in Bombay, wo allerdings schon eine andere Mentalität als in den reinen Kastengebieten des hinduistischen Zentralindien — nicht ohne den Einfluß des Christentums — gewachsen ist, haben gezeigt, daß Sinn und Betätigung der Nächstenliebe erwachen, wenn sie nur geweckt und geleitet werden. Nichtchristen haben sich auch in beträchtlicher Zahl den Kranken- und Armenbesuchen des Kongresses angeschlossen. Die Jugend von Bombay war überall bereit, den Fremden als Führer zu dienen, „unbeugsam ehrenhaft und durch das Angebot eines Trinkgeldes beleidigt“, berichtete ein Korrespondent des amerikanischen katholischen Nachrichtendienstes. Vielleicht haben andere andere Erfahrungen gemacht. Aber jedenfalls in den genannten Fällen wurde natürliche Hilfsbereitschaft und Ehrenhaftigkeit sichtbar. Trotz hinduistischem Heilsindividualismus, trotz Karma und Kastenordnung (die wenigstens den Kastenangehörigen gegenüber „Nächstenliebe“ verlangt) hätte die indische Gesellschaft bis heute nicht bestehen können, wenn nicht ein Untergrund natürlicher Tugenden sie zusammengehalten hätte. Hindus haben in vielen Fällen ihre Wohnungen geräumt, um sie Priestern und Ordensleuten während der ganzen Kongreßwoche zur Verfügung zu stellen. Wohlhabende Parsen nahmen Kardinäle und Bischöfe auf. Auch der Päpstliche Legat, Kardinal Agagianian, wohnte bei einem Parsen. In den Büros und an den Schaltern der Kongreßorganisation waren Christen neben Nichtchristen tätig, desgleichen am Ärztezentrum und an den zwölf Stationen für Erste Hilfe. Die Parsen und die Moslems hatten je ihre eigenen Ambulanzabteilungen mit Personal und Krankenwagen zur Verfügung gestellt. (Von den Hilfsstationen wurden 1059 schwere und 1500 leichte Fälle behandelt. Die Schwerverkranken sind in kürzester Zeit zu den Krankenhäusern der Stadt gebracht worden, die einen umfassenden Aufnahmedienst organisiert hatten.)

Die vielleicht umfangreichste Hilfe für den Kongreß haben die Parsen, Anhänger des Zoroaster, geleistet. Ihre Zahl in ganz Indien beträgt nur 100 000, aber 80 000 von ihnen leben in und um Bombay. Ihre Vorfahren flohen vor islamischer Verfolgung vor mehr als 1500 Jahren aus dem Iran. Nur untereinander heiratend und überaus geschäftsgewandt, erwarben sie ein großes Vermögen. Man schätzt, daß sie 40 Prozent des indischen Kapitals kon-

trollieren. Sie waren die erste Religion, die in Indien ein Caritasprogramm für Menschen anderen Glaubens durchführte. Wie sie seit jeher gerne katholische Werke, besonders solche der Caritas, unterstützten, so haben sie auch bereitwillig zur Finanzierung des Kongresses ihren Beitrag geleistet. Parsen gehören zu den engsten persönlichen Freunden des indischen Kardinals. Jede dritte junge Dame an den Kongreßschaltern war eine Parsin. Selbstlos und ohne Entgelt haben Parsenfrauen seit Beginn der Kongreßvorbereitungen auch beim Aufbau der Organisation mitgewirkt. Eine Menge natürlicher Tugenden sind also anlässlich des Kongresses hervorgetreten.

Im Lichte solcher Erkenntnisse über ein ethisches Substrat dieser nichtchristlichen Gesellschaft (das bei Parsen und Moslems zudem in einem monotheistischen Gottesbegriff verankert ist), in dem nach christlicher Auffassung noch die Uroffenbarung nachwirkt und an das der Gottesgeist anknüpft, zur *praeparatio evangelica* den Samen des Göttlichen Wortes streuend, verstehen wir, warum der Papst bei seinem kurzen Besuch in Bombay im indischen Volke gewisse sittliche Grundtugenden zu erkennen glaubte, obwohl er wußte, daß z. B. die Seelenwanderungslehre des Hinduismus zur Folge hat, daß der gläubige Hindu, wenn er den Armen hilft, dies nicht aus echtem Mitleid tut, vielmehr nur um seine Aussichten im nächsten Leben zu verbessern. Wie kann der Hindu aber diese Hoffnung hegen, wenn er nicht dunkel fühlt, daß im göttlichen Untergrund, mag er ihn auch nur pantheistisch oder theopanistisch deuten, eine Wertordnung besteht, die Armenhilfe mit einem besseren Dasein in einer nächsten Existenz belohnt? Im übrigen lehrt das indische Epos des Ramajana, das zur klassischen indischen Literatur gehört, streng die Pflicht der Nächstenliebe nach dem Beispiel des Gottes Rama (eine Inkarnation Vischnus), der in grenzenlosem Erbarmen Mensch wurde, um die Menschheit zu erlösen. Und der sog. Neuhinduismus übernimmt viele christliche soziale Ideen. Daß hinduistisches Denken zu einem Leben führen kann, das ganz der sozialen Hilfe für die Armen gewidmet ist, zeigt die in Indien allgemein bewunderte Aktion von Vinoba Bhave, der reiche Grundbesitzer mit Erfolg veranlaßte, den sozial Bedrängten Land zu schenken. Dabei darf man mit Grund die Frage stellen, ob Vinoba Bhave nicht im letzten auch von christlichen Vorstellungen über Nächstenliebe beeinflusst ist, mag er sich dessen auch nicht bewußt sein. Speziell für das kosmopolitische Bombay, „das Tor zum Westen“, kann man annehmen, daß dort im Laufe der Zeit infolge der engen Berührung mit dem Westen nicht nur unchristliches, sondern auch christliches Gedankengut eingesickert ist, das sogar irgendwie auch in den Institutionen Niederschlag fand, die eine „religiös neutrale“ englische Kolonialmacht schuf. Schließlich ist hier auch der stille Einfluß der Missionsschulen zu beachten. Nicht ohne Grund hat Paul VI. seinen triumphalen Empfang in Bombay bei rückschauender Wertung auch mit dem Wirken der Missionen in Verbindung gebracht. Im Verlaufe von mehreren Generationen haben vor allem die höheren Missionsschulen der katholischen Kirche Tausenden und aber Tausenden von gebildeten Nichtchristen eine Erziehung auf sittlicher Grundlage gegeben. Bombay ist weitaus führend im katholischen Schulwesen Indiens mit 84 High Schools, 6 Mittelschulen, 65 Primärschulen und 3 Universitätskollegien!

Wir verstehen auch die Anerkennung der Tugenden Gandhis seitens des Papstes. In seiner Botschaft an das indische

Volk sagte er: „... Aus der jahrhundertealten Geschichte Ihres Landes wissen wir um Ihre angeborene Güte, um die Demut und die Geduld der Söhne dieses Landes, um Ihre ergebene Antwort auf geistige Ideale. Ein hervorragendes Beispiel dieser Tugenden wurde uns durch das Leben und Wirken Mahatma Gandhis geschenkt, dessen hoher Charakter und dessen Friedensliebe allen bekannt sind.“ Und beim Besuch des Präsidenten Radhakrishnan erklärte Paul VI: „Gestatten Sie, den Wunsch zum Ausdruck zu bringen, daß die sittlichen und geistigen (spiritual) Tugenden, die die Welt in den großen modernen Indern wie Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru bewunderte, das Wohlergehen, die Eintracht und die Ehre des indischen Volkes sichern, Tugenden, die stets in edler Weise seine Haltung kennzeichnen mögen...“ „Vielleicht zum ersten Male in der Geschichte“, so schreibt G. Caprile SJ in „La Civiltà Cattolica“ (19. 12. 64), „wurden ‚die moralischen und bürgerlichen Tugenden‘ hervorragender Politiker wie Gandhi und Nehru als Beispiel in einer päpstlichen Ansprache angeführt.“ Von Gandhi sagte der erste indische Botschafter beim Vatikan bei Überreichung seines Beglaubigungsschreibens am 15. August 1948, er habe sein Leben nach der Botschaft Christi zu gestalten gesucht, sich zur Einzigkeit Gottes und zur Größe des religiösen Ideals der Bergpredigt bekannt. Von Nehru kann man nur sagen, daß er Agnostiker war und dennoch Tugenden zeigte, die ihm die Anerkennung dieser Tugenden durch den Papst eintrugen. Über Nehru berichtete Franz Gypkens SMA auf einer Tagung des Katholischen Missionsrates in Vallendar (Ordenskorrespondenz, Köln, 4/1964), sein langjähriger Privatsekretär, ein Katholik, habe diesen gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß dieses oder jenes, was er getan hatte, wirklich nicht in Ordnung war. Die Antwort: „Das ist natürlich nicht in Ordnung; kann ich dafür, daß das nicht in Ordnung ist?“ Gypkens fügte dieser Darstellung hinzu: „Die Frage, ob er es denn überhaupt tun dürfe, ist ihm nicht aufgetaucht. Wir können von Glück sagen, daß soviel edle Tradition im Hinduismus war und er deshalb kein Hemmungsloser wurde.“ Vielleicht könnte man ergänzend dazu bemerken, daß auch der Einfluß des Positivismus, dem er in England während seiner Studien solange ausgesetzt war, sein sittliches Bewußtsein nicht zu verschütten, vielmehr nur zu verdunkeln vermochte.

Die liturgischen Dienste des Kongresses

Wenn wir uns nun der Wertung und Würdigung des Kongresses selbst zuwenden, so fordern die liturgischen Feiern zunächst unsere Beachtung.

Bei der Gestaltung der Kongreßliturgie aus dem Geist der Liturgiekonstitution stand man in Indien vor großen psychologischen Schwierigkeiten, da es dort nie so etwas wie eine Liturgische Bewegung gegeben hatte und man zudem in der Ausführung der Instruktion, die der Konstitution folgte, terminmäßig den übrigen Ländern der Erde vorangehen mußte. Der indische Jesuit Parmananda Divarkar berichtete darüber am 3. Dezember aus Bombay („Études“, Januar 1965), nachdem er geschildert hatte, wie die Mission in seine Heimat eine „präfabrizierte Kirche“ einführte, die trotz einer eindrucksvollen Organisation und sehr wirksamer Einrichtungen „jener Vitalität beraubt war, die von einem progressiven Wachstum in Harmonie mit den normalen Gesetzen des Lebens herührt“, wie folgt: „Selbst nach der Veröffentlichung der Konstitution über die Liturgie, gerade vor einem Jahre,

gab es noch einiges Widerstreben, auf dem Kongreß etwas neu einzuführen, was es bisher nicht gegeben hatte. Es bestand Furcht vor dem Unbekannten. Man hatte Angst vor einem Mißerfolg. Es erschien seltsam, daß wir in der Liturgiereform den Vortritt haben sollten, während wir uns doch seit langem daran gewöhnt hatten, die anderen nachzuahmen. Aber unausweichlich mußten wir an der Spitze marschieren, als erste die Änderungen in der Messe einführen, uns auf die unbekanntem (und nicht kodifizierten) Wegen der Konzelebration wagen und die Verantwortlichkeit für eine gewisse Aktionsfreiheit übernehmen, die die servile Unterwerfung unter die Rubriken ersetzt...“

Offenherzig erklärte Kardinal Gracias im „Cardinal's Bulletin“ (Nr. 8, 27. 6. 64): „Die Zusammenkünfte der Nachkonziliaren Liturgischen Kommission (deren Mitglied der Kardinal ist) waren sehr interessant und erleuchtend. Liturgie war im Seminar nie meine starke Seite. Ich will nicht sagen, daß ich mich seither sehr gebessert habe, aber ich wurde durch die Gewalt der Umstände gezwungen, einen aktiven Anteil an der Liturgie zu nehmen. Bei diesen Versammlungen waren die aus allen Teilen der Welt hinzugezogenen Experten sehr tätig, und einige bischöfliche Mitglieder der Kommission stellten in hohem Maße die Tatsache unter Beweis, daß Liturgie für sie ein wirklich sehr lebendiger Gegenstand war. Ich bewies, daß ich ein geduldiger und, wie ich hoffe, intelligenter Hörer war. Aber ich fand große Hilfe in P. Simon Pimenta mit seinem großen liturgischen Wissen. Das Ergebnis war, daß wir praktisch alles gesichert haben, was wir für den Eucharistischen Kongreß ersehnen.“ Der Kongreßleitung wurden besondere Vollmachten für eine Reihe liturgischer Anpassungen gegeben. Kardinal Gracias hat nach dem Kongreß in Rom gebeten, diese Neuerungen für größere indische Veranstaltungen auch in Zukunft zuzulassen, und er ist der Meinung, sie könnten auch für andere Teile der Welt gegebenenfalls von Nutzen sein. Zur Förderung der Liturgischen Bewegung hat der Kardinal Prämonstratenser in seine Erzdiözese berufen und ihnen eine Pfarrei in Bandra anvertraut.

„Unter ungeheurer Arbeit“, so berichtete der Kardinal nach dem Kongreß, wurde ein „Prayer Book and Hymnal“ mit den hauptsächlichsten liturgischen Funktionen von liturgischen Experten aus Indien hergestellt, dem die Liedertexte des Kongresses angeschlossen wurden. Es entstand so ein Buch mit 240 Seiten Text. Dazu kamen die Liedertexte. Leider konnte dies Gebetbuch nicht in genügender Zahl für den Kongreß bereitgestellt werden, da die indischen Drucker sich nicht bereitfanden, Überstunden zu machen. Dazu klappte auch mangels Erfahrung die Verkaufsorganisation nicht. Nach dem Kongreß liegen nun 50 000 Exemplare vor, die der Kardinal für eine Rupie (84 Pfennige) pro Stück jetzt in ganz Indien abzusetzen sucht. Wenn bei den liturgischen Feiern die Gemeinde nicht immer in der wünschenswerten Weise mitging, so ist dies wohl zum Teil der Tatsache zuzuschreiben, daß das Gebetbuch nur in relativ geringer Zahl verfügbar war bzw. angeboten wurde. Allerdings hat man sich während der Feier unablässig bemüht, die Vorgänge am Altar zu erklären, Anregungen zu tieferer Betrachtung der Glaubenswahrheiten zu geben und zum Mitbeten einzuladen. Hier, wie auch bei den liturgischen Feiern, soweit sie nach der Liturgiekonstitution in der „Landessprache“ stattfinden konnten oder sollten, zeigte sich die andere große Schwierigkeit, daß das Sprachenproblem hier ebensowenig

zu lösen war wie bei anderen gesamtindischen Volksversammlungen. Selbst in der Großstadt Bombay besteht dies Problem. Es gab tatsächlich beim Kongreß keine Sprache, in der sich alle Katholiken verständigen konnten, es sei denn die Sprache der Herzen. In dem englisch geprägten Bombay war der starke Gebrauch des Englischen in der Liturgie, in den Predigten und Ansprachen für die Bewohner der Stadt durchaus nicht „anstößig“ und bei den Studententagungen des Kongresses die Benutzung der englischen Sprache eine Selbstverständlichkeit, da die Gebildeten diese Sprache beherrschten. Die Kongreßleitung sah sich gezwungen, die Redner für die Sonderveranstaltungen nach dem Prinzip auszuwählen, daß sie ihre Gedanken in Englisch wiedergeben konnten. Auch der Papst sprach meist in englischer Sprache, gelegentlich bei Veranstaltungen in kleinem Kreis ins Italienische überwechselnd, um seinen innersten Gefühlen, wie er sagte, besser Ausdruck geben zu können. Bei den in englischer Sprache vorbereiteten Texten tastete er sich, wie Berichterstatter meldeten, vorsichtig durch die Tücken der englischen Aussprache hindurch, und die „New York Times“ hob hervor, daß sein Englisch „heavily accented“ war.

Als Liturgiesprachen wurden neben dem Lateinischen und Englischen in der lateinischen Liturgie meist Hindi (die amtliche Sprache Indiens, bei deren Durchsetzung die Regierung Shastri jüngst in Südindien heftigstem Widerstand begegnete) und Marathi (die Lokalsprache von Bombay) benutzt. Diejenigen, die nach dem Kongreß bedauerten, daß die „Landessprachen“ bei Gebeten und Gesängen nicht mehr berücksichtigt wurden, mußten im gleichen Satz zugeben, daß in diesem Falle vielleicht noch größere Schwierigkeiten entstanden wären. Die 60 000 Christen aus dem Süden, die in ununterbrochenen Tag- und Nachtfahrten herbeigeilt waren, verstanden weder Hindi noch Marathi. Die großen Gottesdienste der beiden südindischen Kirchen fanden in der Hauptsprache Keralas, dem Malayalam, bzw. in Malayalam und (in ganz begrenztem Maße) in Syrisch statt, waren also den Angehörigen dieser Riten ohne weiteres verständlich, während diese Liturgiesprache den Katholiken aus dem übrigen Indien ebenso verschlossen blieb wie den anwesenden Europäern. Man gab aber Erklärungen in englischer Sprache.

P. Neuner SJ hat in seinem Aufsatz „Statio Orbis“ („Stimmen der Zeit“, Februar 1965) erklärt, die Gläubigen hätten sich an der Verwendung moderner Sprachen in der Liturgie nicht gestoßen, sondern sich an der Möglichkeit der wirklichen Teilnahme ehrlich gefreut. Diese Feststellung kann natürlich nur hinsichtlich der Angehörigen der lateinischen Kirche gelten, da das Problem der Landessprache in den beiden südindischen Kirchenzweigen schon seit langem bzw. wenigstens schon vor der Promulgation der Liturgiekonstitution zugunsten der einheimischen Sprache gelöst war. „Freilich“, so sagt Neuner, „gab es auch Rückschläge. Wo man feste Formulare der Meßfeier mit dem sakramentalen Ritus verknüpft vorfand, wie bei Priesterweihe und Bischofskonsekration, da waren plötzlich alle Prinzipien der Erneuerung vergessen, und die ganze Liturgie stand wieder unter der Herrschaft der unerlösten Geister der alten Rubriken. Alles wurde wieder lateinisch gebetet, selbst das Evangelium wurde auf Lateinisch verkündet... Man hätte mehr Konsequenz gewünscht...“ Im „Klerusblatt“ (München, 1/1965) erklärte ein priesterliches Mitglied der deutschen Kongreßgruppe, alle Sakramente, einschließlich der Priesterweihe, seien in der „Landessprache“ gespendet worden. Diese Feststel-

lung kann sich aber hinsichtlich der Priesterweihe — es fanden zwei statt, jene der 130 Ordinanden des syro-malabarischen Ritus und jene der 110 Lateiner — doch nur auf die Weihe nach dem malabarischen Ritus beziehen. Wenn die „Missa de Angelis“ beim Schlußgottesdienst des Kongresses „noch am meisten Zug von allen hatte“ („Klerusblatt“, a. a. O.), so ist das nicht auf die Tatsache zurückzuführen, daß das Latein etwa die beste Sprache war, um die buntgemischte, aus Lateinern und Orientalen bestehende Gemeinschaft zur „actiosa participatio“ an der Liturgie zu führen, sondern weil die Katholiken Bombays mit dieser Messe vertraut waren, weniger allerdings die Südinder!

Bot so Bombay eine Illustration zu den Schwierigkeiten, bei großen überregionalen katholischen Veranstaltungen in Ländern, in denen keine allgemeine Umgang- und Verkehrssprache besteht, die tätige Mitwirkung der Gläubigen am Gottesdienst zu sichern (zumal wenn dort verschiedene Riten heimisch sind), so zeigte sich hier andererseits auch, daß tiefe Frömmigkeit und Hingabe an die Mysterien des Glaubens die Barrieren von Sprachen beim Gottesdienst überwinden können. Die religiöse Grundhaltung des Volkes half hier freilich in einzigartiger Weise. Selbst die bei allen Gottesdiensten zahlreich anwesenden Nichtchristen trugen durch ihre ergriffene Teilnahme zu der weihevollen Atmosphäre des Kongresses nur noch bei. Die Katholiken des nördlichen Indien sahen in Bombay zum ersten Male eine feierliche Entfaltung der beiden südindischen Riten. Mehr noch: sie erlebten Gottesdienste auch des armenischen und des ukrainisch-(ruthenisch-) byzantinischen Ritus. Die Einheit der Kirche in einer Vielzahl von Riten konnte nicht stärker unterstrichen werden: eine nützliche Lehre für jene Katholiken, die bisher in einer stark europäisierten lateinischen Kirche Indiens lebten, ohne sich Gedanken über das Akkommodationsproblem gemacht zu haben. Man könnte nun meinen, daß wenigstens die (inzwischen von europäischen Zutaten wieder weitgehend gereinigten) südindischen Riten, die sich auf die ältesten Zeiten des indischen Christentums zurückführen. Muster der Akkommodation seien. Der Erzbischof von Bhopal in Zentralindien, Eugen D'Souza, ist nicht dieser Meinung. Er schrieb jüngst: „Bei aller Anerkennung der Tatsache, daß der Gebrauch der landeseigenen Sprachen einen enormen Fortschritt bedeutet, bleibt es nicht weniger wahr, daß der lateinische und auch selbst die orientalischen Riten so ziemlich in der Gesamtheit ihrer Ausdrucksformen Riten bleiben, die von der westlichen Kultur ausgingen oder beeinflusst wurden. Alles dies erscheint in den Augen unserer Christen als europäischer Import, der für sie keinen Symbolwert hat. Die beste Lösung ist für uns die Schaffung eines einheimischen Ritus: dies ist eine Arbeit von Gebet, von Treue zum Heiligen Geist, von Forschungen und tastenden Versuchen, die mehrere Generationen in Anspruch nehmen wird“ („Eglise Vivante“, Nr. 6, 1964).

Papst Paul VI. ist in Bombay auf diese Frage nicht eingegangen. Als er einem Gottesdienst im syro-malankarischen Ritus präsierte, legte er Nachdruck auf das ernste Anliegen der Kirche, die verschiedenen Riten zu bewahren und zu schützen. Die Mannigfaltigkeit dieser Traditionen sei ein lebendiger Beweis für die Katholizität der Kirche Christi, die allen Menschen gehört, alle Kulturen umfaßt und in besonderer Weise der in jeder Kultur sich findenden Wahrheit und Schönheit Ausdruck verleihen könne. In der Vergangenheit sei der Gedanke einer legitimen

Pluralität und gegenseitigen Zusammenarbeit vielleicht manchmal etwas verdunkelt worden, und man müsse sich ihm wieder zuwenden. Nicht ohne Grund mahnte dann der Papst bei diesem Gottesdienst, man möge bei aller Treue zum Althergebrachten doch auch die lebendige Anpassung an die heutigen Erfordernisse nicht unterlassen. „Diese glückliche Verbindung von Treue und Angleichung, an der alle die verschiedenen Hierarchien und deren Gläubige im Geist brüderlicher Zusammenarbeit teilnehmen, möge Anlaß zur Hoffnung auf ein gültiges Zeugnis für Christus und sein Evangelium in diesem geliebten Lande Indien sein, das so reich ist an religiösem Leben und spirituellen Kämpfen.“

Es kann nun kein Ideal sein, wenn Indien allmählich von einer Vielzahl von Riten durchsetzt würde. Die Ineinanderschachtelung von Riten und entsprechenden Jurisdiktionen in Südindien ist ein Seelsorgsproblem erster Ordnung. Sie trägt auch nicht dazu bei, den Geist der Kaste und der gegenseitigen Abkapselung bei den Katholiken Südindiens zu überwinden. In dem Maße, in dem südindische Katholiken nach Norden wandern, ergibt sich zwangsläufig die Notwendigkeit, auch für die Angehörigen vor allem der syro-malabarischen Kirche weiter nördlich Personaldiözesen zu gründen. Auch aus dieser Sicht heraus wäre zu wünschen, daß die Kirche Indiens zu einem einheitlichen Ritus käme, wenn auch erst in einem länger dauernden Prozeß der Indisierung. Erst wenn die Kirchen aller Riten diesen „springenden Punkt“ sehen und gemeinsam nicht nur in ihren Hierarchen, sondern auch in ihren Gläubigen dem gleichen Ziele entgegenarbeiten, wenn das importierte Kirchentum eingeschmolzen wird in den genuin indischen Kulturboden, wenn aller Kasten- und Gruppenegoismus überwunden ist, wird man das Ziel ohne größere Schwierigkeit ansteuern können. Es drängt sich dann sogar auf. Auf diese Akkommodation wies der Papst in seiner Ansprache vor 25 000 Christen und Nichtchristen in Bombays Vorstadt Parel hin, als er davon sprach, daß die Prediger des Evangeliums die Christen dazu anleiten, ihren Glauben und ihre Andacht in Harmonie mit der Kultur Indiens in wahrhaft indischen Formen zum Ausdruck zu bringen. Noch ist es zu früh, die Auswirkungen des Kongresses auf die Geisteshaltung der indischen Katholiken in dieser Hinsicht zu beurteilen. Die stärkste Anregung zur Einsenkung des Christentums in die indische Kultur auf einem Kongreß, der weit weniger Besucher aus Übersee erhielt, als man ursprünglich angenommen hatte — es kamen 8000 statt der erwarteten 15 000 —, bot das indische klassische Tanzdrama des P. Georg Proksch, dem der Heilige Vater etwa eine Stunde beiwohnte. Während eine ähnliche Darbietung des gleichen Paters auf dem vor einigen Jahren zu Bombay stattgefundenen Marianischen

Kongreß im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit stand, geriet das Spiel „No greater love“, das das Wirken der Liebe Gottes in der Menschheitsgeschichte darstellt, infolge der vielen anderen Veranstaltungen diesmal etwas in den Hintergrund, hatte freilich bei zwei je vier Stunden dauernden Vorstellungen je 50 000 bis 60 000 Besucher. Tatsächlich war dieses Spiel „der indischste Teil des Kongresses“ („Feuerreiter“, Nr. 26, 1964). Wenn man weiß, daß der nunmehr 60jährige P. Proksch, hochgeehrt von führenden Hindu-Intellektuellen, Schriftstellern und Künstlern, sein Leben der Aufgabe gewidmet hat, Indien auf dem Wege über seine eigenen Kunstformen Christus und seiner Botschaft zuzuführen, daß er ferner Leiter eines Ashrams ist, in dem man indische Literatur, Philosophie, Geschichte, Religions- und Gesellschaftsformen des Landes mit dem Ziel einer Heimischmachung der Kirche in Indien studiert, hätte man eine ausgiebigere Würdigung des Tanzdramas, an dem 1300 Personen, auch Hindus, mitwirkten, in der großen Presse gewünscht, die fast nur dem Papstbesuch in Bombay ihre Beachtung schenkte.

Im liturgischen Gesamtaufbau des Kongresses war eine absolute Neuheit, daß man im Geiste der Liturgiekonstitution die Sakramentenliturgie mit Konsequenz in die Opferliturgie eingereiht hatte. Schöner und einprägsamer hätte man die Zentralidee des Kongresses liturgisch nicht hervorheben können: „Ursprung und Ziel aller Sakramente ist die Eucharistie“ (S. Th. III q. 65 a 5).

Nach der kerygmatisch-katechetischen Seite hin hat der Kongreß nicht alle Wünsche erfüllt. Zwar bemühte sich der Papst, bei seinen Begegnungen mit der nichtchristlichen Welt die Tore zu dieser Welt durch Worte und symbolische Handlungen weit aufzustoßen und einen echten Dialog vorzubereiten, aber das Thema des Kongresses „Die Eucharistie und der neue Mensch“ kam wenigstens bei den Gesamtveranstaltungen nicht ausreichend zur Entwicklung. Vieles wurde zu diesem Thema allerdings bei den Studientagungen gesagt, deren Ertrag aber nicht mehr in den großen Massenkundgebungen seinen Widerschein finden konnte. Alles, was man hier vermißte, kann man nicht den Kongreßrednern anlasten. Der Kongreß litt offenbar darunter, daß das Schema „Die Beziehungen der Kirche zur modernen Welt“ vom Konzil noch nicht verabschiedet war. Schließlich war die indische Kirche, eben erst zur Selbstreflexion erwachend und sich zur eigentlichen Auseinandersetzung mit einer Umwelt rüstend, in der der „alte Mensch“ des traditionellen Indien noch neben dem „neuen Menschen“ des modernen Indien steht, überfordert, wenn man von ihr verlangte, zu dieser verwickelten Übergangssituation Gültiges zu sagen. Erst recht waren die außerindischen Redner dazu nicht imstande.

Die Zusammenarbeit der Kirchen

Kardinal Bea beim Weltrat der Kirchen

Der ungewöhnliche Besuch von Kardinal Augustin Bea in der Eigenschaft als Präsident des Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen am Sitz des Weltrates der Kirchen in Genf (18.—19. 2. 65) war, wie er selber sagte, „eine historische Begegnung“. Ihr Anlaß war der Vorschlag des Zentralaussschusses des Weltrates, einen ge-

meinsamen Konsultativ-Ausschuß von acht ökumenischen und sechs römisch-katholischen Theologen zu bilden, der ohne eigene Entscheidungsbefugnis seinen Auftraggebern über Möglichkeiten der Zusammenarbeit zu berichten hätte (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 255 f.). Der Kardinal überbrachte persönlich „die freudige Zustimmung des Heiligen Stuhles“ und zeigte mit diesem raschen Handeln, wie ernst die römisch-katholische Kirche